

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Oldenburgische Blätter. 1817-1848 17 (1833)

3 (15.1.1833)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-781520](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-781520)

Oldenburgische Blätter.

№ 3. Dienstag, den 15. Januar, 1833.

Die einander gegenüber stehenden Partheyen.

Als vor zwey Jahren die Juli-Revolution und ihre, alle Staaten erschütternden Folgen zu ernstern Betrachtungen über die drohende Zukunft veranlaßten, hielt man es nicht für möglich, daß der damalige Zustand der Ungewißheit zwey Jahre fort dauern könne.

Dennoch ist die Lage der Dinge wenig verändert; noch immer stehen die Staaten und die Partheyen einander gewaffnet gegenüber und die Hoffnung zu einer friedlichen Ausgleichung ist leider nicht gewachsen.

Auch scheint eine solche mit den eigentlichen Revolutionairs in allen Ländern wirklich nicht möglich, denn das Princip, von welchem sie ausgehen, darf man nicht zugestehen, wenn nicht die ganze gesellschaftliche Ordnung umgestürzt werden soll. Der unterscheidende Character der seit vier und vierzig Jahren sich einander übereilenden Revolutionen bestehet darin, daß sie überhaupt kein vorhandenes Recht als gültig anerkennen, wenn es nicht in ihr System paßt, welches den allei-

nigen Typus bildet, wonach die Welt umgeformt werden soll.

Alle frühere Revolutionen hatten die Erhaltung bestehender oder doch die Erwerbung bestimmter Rechte zum Zwecke. In den Religions-Kriegen in Frankreich wollte man Freyheit des Cultus erkämpfen, in England in der ersten Hälfte des 17ten Jahrhunderts das Recht, keine andere Abgaben als die vom Parlament bewilligten zu zahlen, und die demnachstige Vertreibung der Stuarts bezweckte die Sicherung und gesetzliche Anerkennung der seit einem halben Jahrhundert bestrittenen Rechte des Volkes, welche dieses als nothwendig zur Begründung der verfassungsmäßigen Freyheiten erkannt hatte, denen aber die erbliche Neigung der Stuarts zum Despotismus und Papismus unversöhnlich widerstrebt.

Dasselbe läßt sich bey allen anderen Empörungen des funfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts in Spanien, Italien und den Niederlanden nachweisen und gilt noch in vollem Maße von dem



Aufstände der Nordamericanischen Provinzen, welcher nur der Oberherrschaft Englands über letztere ein Ende machte, ohne wesentliche Veränderungen in den innern Verhältnissen der einzelnen Staaten und ohne Kränkung der Rechte Einzelner.

Nur der Bauernkrieg und die Bewegungen der Wiedertäufer im sechzehnten Jahrhundert hatten eine unbedingt zerstörende Tendenz; allein dies sind locale, aus religiösem Fanatismus hervorgegangene, Erscheinungen, welche ohne bleibende Folgen waren.

Allerdings sehen wir auch bey manchen der oben erwähnten Revolutionen, daß der Sturm der einmal entzückelten Leidenschaften, der Strom der Ereignisse, die Factionen über ihr anfängliches Ziel hinwegreißt; aber der Französischen Revolution war es vorbehalten, der Welt zum erstenmale das Schauspiel einer Versammlung von Volksvertretern zu geben, welche laut erklärt: alle Rechte, ja das Eigenthum der Krone, der Kirchen, der Universitäten, der Schulen, der milden Anstalten, der Städte und sonstiger Corporationen, sind der Nation verfallen, weil dies unser Wille ist; ebenfalls werden aufgehoben alle Rechte der Privaten, welche uns mißfällig sind, sey es nun als Privilegien, oder als wirkliche oder vermeintliche Ausflüsse des Lehnswesens. So bildete man aus einem ganzen großen Volke eine chaotische gährende Masse, welche von der Hand des Bildners erst wieder eine neue Form erhalten sollte. Allein dieser Bildungs-Proceß der wider-

strebenden Elemente konnte nur unter Strömen Blutes vollendet werden, und da in diesem Kampfe jede Ehrfurcht vor Sitte, Recht und geistliche oder weltliche Autorität vernichtet war, so blieb als Mittel zum Herrschen nur die materielle Gewalt übrig, und man nahm seine Zuflucht zum Despotismus, um wenigstens Ruhe und Sicherheit wieder zu finden. Unter dem kräftigen Schutze Napoleons befestigte sich der neue Zustand der Dinge, die neuen und alten Interessen verschmolzen sich, oder wagten es wenigstens nicht, sich geltend zu machen.

So fand die restaurirte Regentens-Familie Frankreich, und ihr ward die schwere Aufgabe, eine wirkliche Versöhnung unter den streitenden Elementen herbeizuführen. Ob diese Aufgabe überhaupt sich lösen ließ, kann dahin gestellt bleiben; gewiß waren die Bourbons ihr nicht gewachsen, und indem sie fortwährend im Stillen, aber keinesweges unbemerkt, die Wiederherstellung des Alten, einmal Vergangenen, begünstigten, gaben sie den bedroheten, aus der Revolution hervorgegangenen Interessen neue Stärke, so daß, als jene endlich es wagten, selbst eine Gegen-Revolution zu beginnen, der Scepter ihren schwachen Händen nach geringem Widerstande entfiel.

Jetzt war der Augenblick gekommen, wo die Franzosen beweisen konnten, sie seyen zur politischen Mündigkeit gelangt. Sie mußten erkennen, was ihnen auch alle Verständige zuriefen, es gelte nicht, die Freyheit zu erweitern, sondern zu sichern, nicht den neu errichteten Thron



und das aristocratiche Element der Verfassung zu schwächen, sondern beide zu stärken, um der mit Uebergewalt einbrechenden Democratie Schranken zu setzen.

Wenn wirklich die Majorität der Deputirten-Kammer der kräftigen Stimme Casimir Perriers in dieser Hinsicht, wenigstens in manchen Puncten, Gehör gab, und auch der aufgeklärtere Theil der Bevölkerung der Regierung seine Unterstützung zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung nicht versagte, so ist dies wahrlich nicht die Schuld der Revolutionairs, welche, den alten, halb kindischen, Lafayette an ihrer Spitze, bey jeder Gelegenheit auf der Tribüne und auf dem Marktplatze laut schriehen: der Moment sey da, wo die Revolution, nemlich das wahnsinnige System von 1789., nicht bloß in Frankreich, sondern in ganz Europa, seinen endlichen Sieg feyere; Frankreich sey wieder eine tabula rasa, ein unbeschriebenes Blatt, welchem die Revolution ihr Gepräge aufdrücken könne, und es bedürfe nur eines allgemeinen, von Frankreich zu beginnenden, Krieges, um die Revolutionairs aller Länder loszuketten und die Welt unter Blutströmen zu regeneriren. Taub und blind für die Lehren der eigenen bitteren Erfahrung, für die Stimme der Geschichte, welche wahrlich seit vierzig Jahren in Ungewittern geredet hat, predigen diese Befessenen mit immer gleichem Fanatismus fortwährend dasselbe Evangelium der Pöbelherrschaft, welche sie Volks-Souverainität zu nennen belieben. Wenn aber diese Apostel der Anarchie beynah in allen Ländern zahlreiche Schüler finden, wenn auf ih-

ren Ruf zugleich an zwanzig Orten der Aufstand losbrach, so fällt die Schuld hievon zum Theil auch auf diejenigen Regierungen, welche den Zustand der allgemeinen Aufregung mit dadurch veranlaßten, daß sie nach siebzehn Friedensjahren noch nicht die von ihnen gegebenen Hoffnungen ganz erfüllt hatten. — Und was ist seit zwey Jahren in Deutschland geschehen, um den losbrechenden Sturm zu beschwören? — Man hat Bundestags-Beschlüsse erlassen, wodurch die Presse wieder gefesselt, und die einzelnen Regierungen unter Aufsicht gestellt sind, und man hat sehr wohl gethan, diese Beschlüsse zu fassen, da einige der deutschen Regierungen sich zu kraftlos gezeigt haben, um den unzulässigen Anmuthungen ihrer Stände und den, eben so einfältigen als pöbelhaften, Angriffen einer freyen Presse zu widerstehen, die sich, ihres Laufbandes entlediget, eben so kindisch als tölpisch benahm; allein immer bleiben diese Maßregeln nur Palliativmittel, um Zeit zu gewinnen für die wirkliche Heilung der Krebschäden, welche die Grundfesten des gesammten socialen Zustandes untergraben. Zu dieser Heilung werden aber, so viel man erfährt, nicht allenthalben ernstliche Anstalten gemacht, obgleich es nicht an Beratungen fehlt.

Nur wenn man begreift: daß allein wahre Aufklärung, welche die Menschen ihre wirklichen Interessen richtig erkennen läßt, den Einfluß der falschen Lehren der Ultraliberalen aufheben kann; daß nur ächte Religiosität, welche zu verbreiten und zu erhalten die Aufgabe der Kirche ist, die Menschen stärken kann, um die un-



vermeidlichen Mängel und Gebrechen un-
fers gesellschaftlichen Zustandes, wie über-
haupt des irdischen Lebens, mit Ergebung
zu tragen; daß mithin Kirche und Schu-
len, auch von ihrer höheren Bedeutung
abgesehen, selbst in politischer Hinsicht
dieser Institute seyn sollten, welche
vor Allen Andern zu fördern man bemü-
het seyn sollte; daß endlich auch die Ver-
besserung des materiellen Wohls der
Untertanen durch Verminderung der
Abgaben, also auch der Staats-Ausga-
ben, und durch Erleichterung des gehem-
ten inneren Verkehrs in Deutschland eine
unabweisliche Forderung der Zeit ist: —
nur dann wird man den Revolutionairs
den Hebel entwenden, womit sie die
Massen in Bewegung setzen.

Aber man muß bald einsehen, was
Noth thut, und gründlich helfen! Denn
nur mit Schrecken darf man daran den-
ken, daß jemals es den deutschen Revo-
lutionairs gelingen könnte, die Gewalt
an sich zu reißen. Außer der ihnen mit
ihren Brüdern in andern Ländern ge-
meinschaftlichen Tollheit zeichnen sie sich
auch noch durch eine beynahe unglaub-
liche Dummheit aus. Dennoch gelingt
es ihnen mehr und mehr Raum für ihre
Lehren zu gewinnen, die freylich keines-
weges neu, sondern seit mehr als sechzig
Jahren bis zum Ueberdruß wiederholt
sind, und die nur deshalb wichtig wer-
den, weil sie unter der Masse Eingang
finden und so eine gefährliche practische
Bedeutung erlangen.

Haß gegen alles Positive im Gebiete
des Glaubens und Rechtes, Gleichgültig-

keit gegen die Wissenschaft, außer in so
weit sie materiellen Zwecken dient, cha-
racterisirt diese ganze widrige Race, welche
z. B. im allgemeinen Anzeiger der Deut-
schen und beynahe allen sogenannten po-
pularen Blättern ihr Unwesen treibt,
und nach Verminderung der Universitäts-
ten und gelehrten Schulen und Abschaf-
fung des Unterrichtes in den alten Spra-
chen schreyet. Diese Menschen sind so
beschränkt, nicht einmal zu begreifen,
daß man die Wissenschaft entmannet, in-
dem man sie zur Dienerin herabwürdigen
will. Die Wissenschaft will um ihrer selbst
willen geliebt seyn; wohl nutzen ihre Ent-
deckungen der Schiffahrt, den Gewerben
u. s. w.; aber wahrlich weder Copernicus,
noch Newton, Lavoisier, Davy und an-
dere, würdig neben ihnen genannt zu wer-
den, suchten bey ihren Forschungen et-
was Anderes, als die Befriedigung ihres
wissenschaftlichen Strebens; sie dachten
nicht daran, daß die Resultate ihres For-
schens einst dazu dienen würden, dem
Steuermanne seinen Weg durch unbe-
kannte Meere zu zeigen und mechanische
Vorrichtungen möglich zu machen, welche
die Kräfte des Menschen vertausendfachen,
und alle Gewerbe auf einen nie geah-
neten Grad der Vollkommenheit gebracht
haben. Noch nie ist eine große wissen-
schaftliche Entdeckung ihres künftigen Nu-
zens wegen gemacht, und nicht des Vor-
theiles halber, den sie gewährt, sollen
wir die Wissenschaft ehren. Doch wie
darf man solche uneigennütige Verehrung
bey Menschen erwarten, die nichts im
Auge haben, als den materiellen Nutzen.
Man kann denken, wie es der Kunst
und der Poesie ergehen würde, die nichts



Rußbares bieten, sondern lediglich das menschliche Gemüth erheben und erfreuen und das Daseyn verschönern. Erklärte doch schon Campe, daß er den Erfinder der Mumme dem Homer vorziehe.

Bewahre uns also der Himmel vor der Herrschaft solcher Ideen, erhalte er den Deutschen die alte Ehrfurcht vor ihren Herrschern, und vor dem Geseß und dem Rechte!

Ueber die vermeyntlichen Götzenbilder der Germanen und Wenden. *)

Hin und wieder, in frühern und in unsern Zeiten, hat man kleine Bilder von Erz und Thon aufgefunden, die theils dem Schooße der Erde entnommen wurden, theils auf andre Weise zum Vorschein kamen, und welche man für Götzenbilder der Germanen und Wenden anzuerkennen kein Bedenken fand, wo bey man mit großem Aufwande von Gelehrsamkeit zu beweisen sich bemühte, was für ein Götze hier abgebildet sey, und wo er sey verehrt worden. Das Bestreben achtbarer Männer, durch kritische Untersuchungen zu zeigen, daß jenen sogenannten Götzenbildern kein Glaube bezumessen sey, hat nicht allgemein gefruchtet, und noch stimmen einige neuere Schriftsteller der ältern unkritischen Meynung bey, welche den Germanen und Wenden Götzenbilder beylegt, und diese Behauptung im Allgemeinen aufstellt, ohne frühere und spätere Zeitalter zu berücksichtigen.

die Götterlehre zu einem System hätte ausgebildet werden können. Sie hatten reinen Naturdienst. Eine so einfache Religion, nur auf das gegründet, was zunächst in die Sinne fiel, was Licht, Leben, Nahrung gab, was Erhaltung gewährte, konnte nicht in Philosophie gefaßt, nicht in künstliche Gränzen geschlossen werden; sie konnte daher auch nicht zum Idoldienst führen, sie konnte keine Darstellung der Gottheit bedingen. Cäsar (de bello Gall. 6, 21.) berichtet von den Germanen, daß sie nur diejenigen Gegenstände unter die Götter zählen, welche sie sehen, und durch deren Hülfe sie unterstützt werden, wie Sonne, Feuer, Mond ic. alle andre seyen ihnen nicht einmal dem Nuse nach bekannt. Tacitus (Germ. 6.) schreibt, die Germanen hielten es der Größe der himmlischen Mächte nicht für würdig, sie in Mauern einzuschließen, noch sie nach irgend einer menschlichen Gestalt zu bilden.

Die Religion jener ältesten Bewohner Deutschlands war zu einfach, als daß

Diese Anzeigen von der Religion der Germanen in den früheren Jahrhunderten fehlen auch nicht aus den Zeiten,

*) Auszug einer Vorlesung des Herrn Doctors Stieglitz in Leipzig, gehalten am 16. August 1830. in der dortigen Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer; s. den Bericht derselben vom J. 1830. Seite 74 bis 86.



als diese Völker anfangen, dem Heidenthum zu entsagen. Der Mönch Rudolph von Fulda schildert den Gottesdienst der Sachsen zur Zeit ihrer Kriege mit Carl dem Großen eben so wie Cäsar und Tacitus. *) „Blätterreiche Bäume haben eine Sprache; Quellen weihen sie Verehrung, auch huldigten sie einem hölzernen Klotz von ansehnlicher Größe, unter freyem Himmel aufgerichtet, den sie in der Landessprache Irmensul nennen.“ — Dies letztere giebt Auskunft über die sogenannte Irmensäule, die man auch für ein Götterbild gehalten hat, oder auch, der Aehnlichkeit des Namens wegen, für ein Denkmal des Arminius.

Zeugnisse aus älteren und nachfolgenden Jahrhunderten kommen also darin überein, daß die Religion der Germanen ganz einfach und der Iddienst ihnen fremd war. — Erst spätere Schriftsteller, ungefähr vom Ende des funfzehnten Jahrhunderts (1475.) an, schrieben den Deutschen mehrere Götter zu, und dichteten ihnen Iddole an; aber unter allen diesen Gottheiten ist, wie Delius nach den sorgfältigsten Untersuchungen bemerkt, auch nicht eine erwiesen.

Auch der Gottesdienst der Wenden war anfänglich bilderlos. Sie verehrten die Gottheit ohne eine sinnliche Darstellung unter uralten Bäumen, an Quellen und Flüssen.

In der Folge der Zeit aber nahmen Germanen und Wenden den Iddienst an, als sie mit der Vielgötterey benachbarter Völker, wie auch solcher, die unter ihnen wohnten, bekannt wurden. Dies waren vornehmlich Griechen und Römer; auch wirkte die Religion der Scandinavier ein. Die Germanischen Stämme, welche zunächst dem Römischen Gebiete ihre Sitze hatten, folgten hierin den Römern, die nördlichen Stämme den Scandinaviern.

Bei den Wenden entstanden wahrscheinlich die Darstellungen der Götter erst nach der Zeit, als sie von dem ihnen aufgedrungenen christlichen Glauben wieder abfielen und zum Heidenthume zurückkehrten; sie hatten bey den Christen Abbildungen von Heiligen gesehen, und schufen sich nun, um ihnen nicht nachzustehen, auch Bilder von ihren Göttern. So war den Rugiern die christliche Religion durch Mönche aus Corvey gepredigt worden, welche ihnen den Schutzpatron ihres Klosters, den heiligen Vitus, besonders zur Verehrung anempfohlen hatten; als die Rugier zum Heidenthum wieder zurückkehrten, erhoben sie diesen Sanct Vit zu einem Gott, und nannten ihn Swantewit. — Auf gleiche Weise wird auch bey einigen Stämmen der Germanen, nach ihrer Vermischung mit Christen, der Fall Statt gefunden haben, daß sie nach den Bildern der christlichen Heiligen Bilder ihrer Götter zu erhalten suchten.

*) Delius über die Religion der alten Deutschen, in den Nachträgen zu Sulzer. Bd. 6. St. 2. Bd. 7. St. 1. — Delius Untersuchung über die Geschichte der Harzburg. Dessen Anhang über den Krodo. S. 15.

Aber weder Germanen noch Wenden konnten selbst Bilder verfertigen. So roh an Gestalt und Arbeit auch die meisten der Bilder sind, die uns als Götzen der Germanen und Wenden vorgelegt werden, so fehlte doch diesen Völkern die zur Bearbeitung derselben gehörige Kunstfertigkeit. Wenn sie auch thönerne Gefäße, und Nadeln, Ringe u. von Erz zu fertigen vermochten, so mangelte ihnen doch die Fähigkeit, eine menschliche Figur zu bilden und in Erz zu gießen. Sie beschäftigten sich vermuthlich nur mit der Fertigung der zum Unterhalt des Lebens nöthigen und ihren Sitten und Gebräuchen angemessenen Bedürfnisse; alles andere erhielten sie von fremden Völkern, theils durch Tausch, theils in Kriegen.

Die wahren Urheber solcher Bilder sind daher nicht unter den Germanen und Wenden zu suchen. Viele derselben werden den an den Gränzen Germaniens wohnenden Römern den Ursprung verdanken; diese konnten nur nach Römischen Ideen gearbeitet seyn; auch legten Römische Schriftsteller bey anscheinender Aehnlichkeit Germanischer und Römischer Gottheiten den ersteren die ihnen geläufigen Namen der letzteren bey. — Andere solcher Bilder stammen von Griechen her, die sich des Handels wegen unter den Wenden niedergelassen hatten. — Die meisten sind Erzeugnisse des Mittelalters. Man hatte keine richtige Begriffe von der Götterlehre der alten Deutschen. Man wurde durch die Römischen Benennungen irre geführt. Hiezu kam die Götterlehre der Skandinavier, zu der sich wunderbare Sagen und Märchen ge-

stellten. Aus allen diesen Märchen u. entstand ein System, das man als wahr annahm, und das sich so ohne kritische Untersuchung fortpflanzte. — Zur Verbreitung desselben trugen die Chronikenschreiber das meiste bey. So wie man die Götterbilder der Griechen und Römer vor sich hatte, so bemühte man sich auch, die mutmaßlichen Götter der Germanen in Bilder zu bringen; da man keine solche vorfand, so schuf sie die Phantasie der Chronisten und anderer Schriftsteller.

Der erste fabelnde Chronist, der solche Götterbilder darstellte, war Boetho, der am Ende des funfzehnten Jahrhunderts schrieb. (Leibn. Scr. rer. Brunsv. Tom. 3.) Schon Abel, in seinen Sächsischen Alterthümern, erklärt die von Boetho beschriebenen Götzenbilder für falsch, und bemerkt, daß in den Schriften des Carolingischen Zeitalters keine Götter der Sachsen erwähnt werden; man würde es gewiß nicht verschwiegen haben, wenn man solche gefunden hätte. Aber manche andere neuere Gelehrte erklärten jede in ehemaligen Besitztungen der Germanen und Wenden aufgefundene Figur für ein altes Götzenbild, und wußten ihnen einen Namen zu geben; und noch jetzt geschieht dies häufig.

Wie viel ist nicht, selbst von Büsching, über einen Götzen Thor oder Tyr gesprochen worden, den man in kleinen ehernen männlichen Figuren vor sich zu haben glaubte, bis Drogow erwies, daß diese Bilder Künstleren des Mittelalters sind, ja daß sie auch noch in neuern Zeiten in der Absicht verfertigt wurden,



um leichtgläubige zu hintergehen; einige derselben sind Darstellungen Spanischer Soldaten aus dem dreißigjährigen Kriege. — Hieher gehört auch der vermeynte Göthe Kreuzmann, von welchem sich eine Abbildung im Archive des Münsters zu Strasburg befindet; es ist vielmehr der, auch auf Römischen Münzen abgebildete, Hercules Magusanns.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wodurch hält man eine verläumderische Zunge in Zaum?

Nicht selten ist es der Fall auf dem Lande, daß Menschen, besonders Frauenspersonen, wahrscheinliche Handlungen von ihren Mitmenschen ersinnen, und diese unter dem Vorwande, eine Neuigkeit erzählen zu können, aussagen, und dadurch selbe um Ehre und guten Namen bringen. Wenn gleich das Gesetz auch vor Verläumdung sichert: so ist es doch zu langfördern, den 11. Januar, 1833.

weilen unangenehm, mit solchen lästerzungen einen Gang vor das Gericht machen zu müssen.

Es veranlaßt demnach zu der Frage: Wie kann man eine verläumderische Zunge in Zaum halten, ohne zur Justiz seine Zuflucht nehmen zu müssen?

A. Fr. j.

Das Wiedersehn.

Ich halte mein Liebchen umfangen,
Mir lächelt ihr liebender Blick;
Die alten seligen Zeiten
Sie kehren mir endlich zurück.

„Hab viel, seit du schiedest, gelitten,
Und manche Thräne geweint;
Doch ist der Schmerz überwunden,
Wir sind ja wieder vereint.“ —

Der laube schirmendes Dunkel,
Wo wonnige Thränen ich weint,
Als leise sie seufzt: „o Geliebter!“
Es hat uns noch einmal vereint. —

„Was zuckst du so krampfhaft zusammen,
„Wa siehst du so trübe mich an?“ —
„Du hörst nicht das seltsame Rauschen?“ —
Es schweben die Geister heran,

Der Mond mit zitterndem Lichte
Bescheinet die liebe Gestalt: —
„Wie bist du so bleich, o Geliebte,
„Wie ist dein Händchen so kalt?“ —

Die Geister, sie kommen, und rufen
Zur stillen Kammer mich hin;
Dem Schicksals Ruf muß ich folgen —
Nun ich gestorben bin. —“

Lh. N.